

(Nachdruck verboten.)

88)

Foma Gordjefew.

Roman von Magim Gorli. Deutsch von Klara Brauner

Am nächsten Morgen standen Foma und Sascha nebeneinander auf der Schiffstreppe des Dampfschiffes, das sich der Ducht näherte. Saschas riesengroßer, schwarzer Hut lenkte durch seine verwegen gebogenen Ränder und die weißen Federn die Aufmerksamkeit des ganzen Publikums auf sich, und es war Foma unangenehm, neben ihr zu stehen und zu fühlen, wie die neugierigen Blicke über sein verlegenes Gesicht gleichsam krochen. Das Dampfschiff zischte und zitterte, während sein Bord sich der Landungsbrücke näherte, die mit einer sommerlich hellgeleiteteten, das Schiff erwartenden Menschenmenge bedeckt war, und es schien Foma, daß er unter den verschiedenen Gesichtern und Gestalten jemand sähe, den er kannte, der sich immer hinter den Rücken der andern zu verstecken schien, aber kein Auge von ihm wandte.

„Gehen wir in die Kajüte!“ sagte er unruhig zu seiner Begleiterin.

„Gewöhne es Dir nicht an, Deine Sünden vor den Menschen zu verbergen“, antwortete Sascha lächelnd. „Hast Du vielleicht einen Bekannten bemerkt?“

„Um . . . ja—a . . . jemand lauert mir auf.“
„Eine Kinderfrau mit einer Milchflasche! Ha, ha, ha!“
„So, jetzt wieherst Du!“ sagte Foma und schielte zornig zu ihr hinüber. „Glaubst Du, ich fürchte mich?“
„Ich sehe schon, wie mutig Du bist . . .“
„Du wirst sehen! Ich werde es mit jedem aufnehmen“, sagte Foma erbozt, als er aber die Menge an der Landungsstelle genauer ins Auge gefaßt hatte, erbleichte er plötzlich und fügte leise hinzu: „Ah, das ist der Pate . . .“

Ganz am Rande der Landungsbrücke stand Jakow Tarassowitsch Majakin, zwischen zwei dicke Frauen gepreßt, und schwenkte mit höhnischer Höflichkeit die Mütze in der Luft, indem er sein Gesicht, das einem Heiligenbild ähnlich sah, in die Höhe streckte. Sein Bärtchen zitterte, die Wange glänzte, und die Augen drangen wie kleine Bohrer in Foma ein.

„Ist das ein Geier!“ murmelte Foma, zog auch seine Mütze und nickte dem Paten zu.

Sein Gruß schien Majakin großes Vergnügen zu bereiten. Der Alte wand sich förmlich, stampfte mit den Füßen, und sein Gesicht wurde durch ein giftiges Lächeln erhellt.

„Der Junge wird wohl was zu kosten kriegen!“ reizte Sascha Foma auf.

Ihre Worte und das Lächeln des Paten schienen in Fomas Brust ein Feuer angefaßt zu haben.

„Wir wollen sehen, was geschehen wird,“ sagte er durch die Zähne und erstarrte plötzlich in zorniger Ruhe.

Das Dampfschiff landete, und die Menschen fluteten wie eine Welle auf die Landungsbrücke. Majakin wurde von der Menge zurückgedrängt und verschwand für eine Minute aus Fomas Augen, dann tauchte er mit einem scharfen, höhnischen, triumphierenden Lächeln wieder auf. Foma blickte ihn mit gerunzelten Brauen fest an und rückte ihm entgegen, indem er langsam über die Bretter schritt. Man stieß ihn in den Rücken und drängte ihn, und das alles regte Foma noch mehr auf. Jetzt stand er Brust an Brust mit dem Alten; dieser empfing ihn mit einer höflichen Verbeugung und mit der Frage:

„Wohin geruhen Sie zu reisen, Foma Ignatjitsch?“

„Ich habe meine Geschäfte zu erledigen,“ antwortete Foma fest, ohne den Paten zu begrüßen.

„Das ist lobenswert, mein Herr!“ sagte Jakow Tarassowitsch mit einem strahlenden Lächeln. „Und in welchem Verhältnis steht das Dämchen mit den Federn zu Ihnen?“

„Das ist meine Geliebte,“ sagte Foma laut, ohne vor dem scharfen Blick des Paten die Augen zu senken.

Sascha stand hinter ihm und musterte über seine Schulter den kleinen Greis, dessen Kopf Foma kaum bis ans Knie reichte. Durch Fomas lautes Wort angelockt, blickte das Publikum sich an und witterte einen Skandal. Auch Majakin

fühlte sofort die Möglichkeit eines Skandals und tarierte richtig die kampflustige Stimmung seines Laufkinds. Er bewegte seine Lippen, kauerte an seinen Lippen und sagte friedfertig zu Foma:

„Ich habe mit Dir zu sprechen . . . Kommst Du mit mir in den Gasthof?“

„Ja, wenn's nicht lange dauert . . .“

„Du hast wohl keine Zeit? Es ist klar, Du hast Eile, noch eine Barke zu ruinieren?“ sagte der Alte, der sich nicht mehr beherrschen konnte.

„Warum sollte man sie nicht zerschlagen, wenn sie sich zerschlagen lassen?“ entgegnete Foma herausfordernd, aber leise.

„Ja, gewiß! . . . Du hast sie ja nicht selbst erworben: . . . warum sollte es Dir leid thun? Also gehen wir. Und könnte man das Dämchen nicht für eine kurze Zeit im Wasser ertränken?“ sagte Majakin leise.

„Fahre in die Stadt, Sascha, und bestelle ein Zimmer im Sibirischen Hof . . . ich komme bald!“ sagte Foma, dann wandte er sich zu Majakin um und erklärte mit Bravour: „Ich bin fertig! . . . Gehen wir . . .“

Bis zum Gasthof gingen sie beide schweigend. Als Foma sah, daß der Pate Sprünge machte, um nicht zurückzubleiben, beschleunigte er absichtlich seinen Gang, und der Umstand, daß der Alte mit ihm nicht Schritt halten konnte, unterhielt und bestärkte das stürmische Gefühl des Protestes, das er jetzt kaum noch beherrschen konnte.

„Kellner,“ sagte Majakin freundlich, als er im Speisesaal des Gasthofs angelangt war und sich in eine entfernte Ecke setzte. „Gieb mir eine Flasche Moosbeerentwaf . . .“

„Und mir einen Cognac,“ bestellte Foma.

„So—o . . . Bei schlechten Karten muß man stets den letzten Trumpf ausspielen!“ riet ihm Majakin spöttisch.

„Sie kennen mein Spiel nicht!“ sagte Foma, indem er sich an den Tisch setzte.

„Wirklich? Du irrst Dich doch wohl! Viele spielen so . . .“

„Wie?“

„Wie Du . . . Mit Mut, aber ohne Verstand . . .“

„Ich spiele so, daß entweder mein Kopf in Stücke springt oder die Mauer entzwei geht!“ sagte Foma hitzig und schlug dabei mit der Faust auf den Tisch.

„Hast Du heute noch nichts getrunken?“ fragte Majakin lächelnd.

Foma setzte sich auf seinem Stuhl zurecht und begann mit vor zorniger Erregung verzerrtem Gesicht:

„Pate! Sie sind ein kluger Mensch . . . ich achte Sie Ihres Verstandes wegen . . .“

„Habe Dank, mein Sohn!“ Majakin stand auf und verneigte sich, indem er sich mit den Händen auf den Tisch stützte.

„Sie haben keinen Grund dafür . . . Ich will sagen, daß ich nicht mehr zwanzig Jahre alt bin . . . Ich bin kein Kind mehr . . .“

„Gewiß, gewiß!“ gab Majakin zu. „Du hast genügend gelebt, dagegen kann man nichts einwenden! Wenn eine Mücke so lange leben würde, würde sie so groß wie ein Huhn werden . . .“

„Warten Sie mit den Späßen!“ warnte ihn Foma und that es so ruhig, daß Majakin zusammenfuhr und die Furchen auf seinem Gesicht erregt zuckten. „Warum sind Sie hergekommen?“ fragte Foma.

„Du hast hier Schaden angerichtet . . . und ich will sehen, wie viel! Siehst Du, ich bin ja einigermaßen Dein Verwandter, und Du hast nur mich . . .“

„Sie machen sich unnütze Sorgen . . . Wissen Sie was, Vater: entweder Sie geben mir volle Freiheit, oder Sie nehmen mein ganzes Geschäft in Ihre Hand . . . nehmen Sie alles! Bis auf den letzten Rubel!“

Dieser Vorschlag fiel Foma ganz unerwartet ein, er hatte früher nie an etwas Ähnliches gedacht. Als er aber jetzt zu dem Paten mehrere Worte gesagt hatte, kam ihm plötzlich der Gedanke, daß, wenn der Pate ihm sein ganzes Vermögen nehmen würde, er ein ganz freier Mensch wäre; er konnte dann gehen, wohin er wollte, und thun, was ihm beliebte. Bis auf diese Minute war er durch

etwas gebunden und gefesselt, doch er kannte seine Fesseln nicht und verstand sich von ihnen nicht zu befreien, und jetzt fielen sie selbst so leicht und einfach von ihm. In seiner Brust flammte eine aufregende und freudige Hoffnung auf, er sah, daß in sein trübes Leben plötzlich von irgendwo Licht hereinflutete, und vor ihm schien sich ein weiter, geräumiger Weg zu eröffnen. In seinem Hirn stiegen verschiedenartige Bilder auf, er verfolgte erstaunt ihren Wechsel und murmelte zusammenhanglos.

„Das wäre . . . am allerbesten! Nehmen Sie alles — dann ist Schluß! Und ich gehe in die weite Welt hinaus! Ich kann so nicht leben . . . es ist mir, als ob Gewichte an mir hingen . . . als sei ich gebunden . . . Das eine und das andre ist mir nicht erlaubt . . . ich will frei leben . . . damit ich alles selbst weiß . . . ich werde mir mein Leben einrichten . . . Was bin ich jetzt? Ein Zuchthäusler! Nehmen Sie, bitte, das alles . . . zum Teufel damit! Befreien Sie mich, bitte! Was bin ich für ein Kaufmann? Ich liebe das nicht . . . Dann werde ich von den Leuten fortgehen . . . von allem . . . ich würde mir meinen Platz finden . . . ich würde irgend eine Arbeit finden und würde arbeiten . . . bei Gott, Vater! Geben Sie mich frei . . . Sie sehen, ich trinke . . . und habe mit Frauenzimmern zu schaffen . . .“

Majafin sah ihn an und hörte seinen Worten aufmerksam zu, sein Gesicht war streng und unbeweglich, wie versteinert. Um sie herum war alles von dem Gasthauslärm erfüllt. Leute gingen an ihnen vorüber, Majafin wurde gegrüßt, doch er sah nichts, indem er Fomas erregtes Gesicht eingehend betrachtete, das verlegen, freudig und zugleich kläglich lächelte.

„Ach, Du saure Brombeere!“ unterbrach er Foma seufzend. „Ich sehe, daß Du Dich verirrt hast . . . Und jetzt schwach Du unsinnigen Zeug zusammen. Ich möchte mir wissen, ob das vom Cognac oder von der Dummheit kommt?“

„Vater!“ rief Foma aus. „Das geht ja! Es ist ja vorgekommen, daß Menschen ihr ganzes Vermögen fortwarfen und so ihre Seele retteten . . .“

„Das war nicht zu meiner Zeit . . . das waren auch Menschen, die mir nicht nahe standen!“ sagte Majafin streng. „Sonst hätte ich ihnen schon meine Meinung gesagt!“

„Viele sind heilig geworden, als sie fortgingen . . .“

„Um . . . ich hätte sie nicht gehen lassen! . . . Die Sache ist hier einfach — kennst Du das Damenbrettspiel? Da muß man den Ort wechseln, bis man aufgezehrt wird, und wird man nicht aufgezehrt, dann hat man die Dame! Und dann stehen Dir alle Wege offen, verstehst Du? Warum spreche ich nur erst mit Dir? Psui! . . .“

„Vater! Warum wollen Sie nicht?“ rief Foma gornig aus.

„Höre zu! Wenn Du ein Schornsteinfeger bist, dann kriechst Du aufs Dach! Bist Du ein Feuerwehmann, mußt Du auf dem Wachturm stehen! Und jede Menschenart muß ihre Ordnung im Leben haben . . . Kälber können nicht wie Bären brüllen! Du mußt Dein eignes Leben weiter leben! Schwache nicht, und krieche nicht dorthin, wo Du nicht hingehörst. Nichte Dir Dein Leben auf Deine Art ein.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Das strahlende Blau des Himmels, der leuchtende Schnee, die erquickende Reinheit der durchsonnten Luft hatten mein körperliches und moralisches Befinden so weit gesteigert, daß mein lange zögernder Willen endlich zum Entschlusse reifte. Ich machte mich also auf den Weg und ging zu meinem guten Bekannten.

Der Mann beleuerte, daß er sich über meinen Besuch unendlich freute, und dann kamen wir ins Gespräch. Ich steuerte es heimlich zu einem gewissen Ziel, und richtig sprachen wir bald von der Hochbahn.

Mein Bekannter schimpfte gewaltig: daß sie nicht rechtzeitig fertig geworden, daß sie ungeheuren Lärm verursache, daß sie die Schönheit der ganzen Stadt schände, daß sie die prächtigsten Promenaden in staubige Katakomben verwandelt habe, daß sie gänzlich unrentabel und überhaupt durchaus überflüssig sei.

Ich verteidigte das Unternehmen, nicht anders, als wenn ich durch Aktienbesitz an ihm beteiligt wäre. Ich erklärte, daß diese eiserne Höhenzüge der nächstern Geradheit des modernen Stadtbauens erst Reiz und Interesse verleihen. Hat hier die Technik nicht eine neue Art romantischer Schönheit geschaffen? Ist diese kollektive Ueberwindung der plumpen Schwere der Materie

nicht ein begeisternder Hymnus auf die Schöpferkraft des Menschengesistes? Ist die Hochbahn nicht das gigantische Lied der Arbeit in Stein und Eisen? Ach, wäre die übrige Stadt nur dieses Bauwerks würdig, und möchten sich die Seelen der Menschen, die auf der Bahn fahren, zu der Höhe der Kultur erheben, die solches Wunder schuf! Aber, leider, die Seelen sind in der Pfahlbauzeit zurückgeblieben, die Technik des menschlich-gesellschaftlichen Handels ist noch ebenso primitiv wie barbarisch, und das fliegt auf der Hochbahn mit elektrischen Schwingen durch Raum und Zeit. Sie treiben den alten blöden Unsinn, wie seit Jahrtausenden, töten und verkrüppeln sich, schänden tausendfältig das heilig blühende Leben, unterwerfen sich jeglichem Wahnsinn, bestaunen alle Dummheit — und fahren doch auf der Hochbahn! . . .

So schwärmte ich und klagte ich. Mein Bekannter aber bemerkte mürrißig: Das mag alles sein, aber das kannst Du nicht leugnen, daß die Gesellschaft unerschämte unerschwingliche Preise nimmt; wer soll bei dem Tarif die Bahn benutzen!

Ich atmete auf. Endlich war der Mann dort, wo ich ihn haben wollte.

Da hast Du recht, teuer ist die Geschichte, verflucht teuer. Ich selbst habe keinen schärferen Wunsch, als einmal so in Alpenhöhe elektrisch dahinzufahren, aber ich gestehe Dir, ich habe bisher nicht die Mittel gehabt, mir dies Vergnügen leisten zu können.

Mein Freund lachte: Na, dazu wirst Du's wohl noch haben!

Nein, nein, ich versichere Dir, es ist mir beim besten Willen nicht möglich. Höre, willst Du mich glücklich machen, willst Du mir zu einer Hochbahnfahrt verhelfen? —

Aber gewiß!

Ich schloß die Augen und errödete. Jetzt kam der entscheidende Augenblick. In stürmischer Aufregung flüsterte ich die bebenden Worte: „Pumpe mir hundert Mark!“ . . .

Die Wirkung meiner Enthüllung war schrecklich. Der Mann panzerte sich fünf Minuten lang in Schweigen. Seine Jüge nahmen die Starrheit einer Totenmaske an. Und dann sprach er in herber erschütternder Strenge:

„Lieber Freund, Du hättest Dir den Umweg ersparen können. Wozu erzählst Du von der Hochbahn, von Wundern des Menschengesistes und der Niedrigkeit der Seelen, wenn Du doch nichts anderes willst als mir hundert Mark abknöpfen! Ich bin ein Geschäftsmann, und liebe Kürze und Offenheit. Wer etwas von mir will, muß es mir gleich sagen. Was nun Deinen Wunsch anlangt, lieber Freund, so erfülle ich derlei Bitten principiell nicht. Erstens sind solche Darlehen betrachtet seinen Gläubiger als Feind. Zweitens will ich Deinen Leichtsin nicht fördern, Du könntest mir sonst mit Recht Vorwürfe machen. Und endlich bin ich momentan gar nicht in der Lage, hundert Mark entbehren zu können, zumal die Rückzahlung doch ihre Schwierigkeiten haben dürfte!“

Ich seufzte aus schwer verwundeter Brust. So schön hatte ich das Gespräch eingefädelt, so sicher es zu dem berechneten Ziel gelenkt, und nun war alles vergebens. Was soll man gegen Principien thun! Wenn ein Mensch das unglückliche Princip hat, nichts zu vorgehen, so muß man sich mit dieser Charakterstärke abfinden!

Niederbegeißelungen griff ich zu meinem Gut. Auf dem Hinwege hatte ich schon die sicher erwarteten hundert Mark in Multiplikation mit sich selbst phantasievoll für unzählige höchst notwendige Zwecke verausgabt, jetzt war alle Kunstfertigkeit erschöpft. Und abermals seufzte ich tief auf.

Da ergriff meinen Bekannten ein christliches Erdarmen, sein Gesicht hellte sich auf, und ich begann aufs Neue zu hoffen. Er ist doch ein guter Kerl und schwört seine Principien ab, dachte ich.

In der That klopfte er mir zärtlich auf die Schulter, würgte mich zum Niederfragen und begann mit weicher Ergriffenheit mir folgendes zu erzählen:

„Sieh, lieber Freund, Geld habe ich zwar nicht, aber einen guten Rat will ich Dir geben. (Meine letzte Hoffnung verchied am Schlagfluß!) Hast Du den Treberprozess gelesen?“

Ich schüttelte wehmütig den Kopf!

„Das ist schade,“ fuhr mein Gönner fort, „aber Du wirst auch ohne diese Kenntnis mich verstehen. Also, paß auf!“

Es ist ebenso unanständig, wie unmöglich, hundert Mark zu leihen. Wenn Du seit drei Tagen keinen Bissen Brot gegessen hast, wenn Deine Familie im ungeheizten Zimmer hungert, die Kinder vor Erschöpfung krank daniieder liegen, glaubst Du, daß irgend jemand Dir hundert Mark giebt? Nicht fünfzig, nicht fünf. Höchstens speist Dich eine besonders mitleidige Person mit einem Groschen ab.

Ich habe es auch nie begriffen, wie jemand so thöricht sein kann, wenn ihn die Not drückt, irgend einen lumpigen Wertgegenstand zu stehlen, für den er vielleicht ein paar Mark erlöst und — auf vier Jahre ins Zuchthaus gesperrt wird.

Der zwerghafte Kleinbetrieb im Pumpen und Stehlen — was so ziemlich dasselbe ist — hat keinerlei Existenzberechtigung in unserer modernen Gesellschaft. Er ist entehrend, dumm, zwecklos und gefährlich.

Dahingegen der Großbetrieb auch auf diesem Felde menschlicher Betriebsamkeit von unerlöschlicher Produktivität ist. Ein Lump, der unter einer Million leiht, ein Narr, der unter einer Million stiehlt!

Hundert Mark kann ich nicht geben, und auch kein anderer wird sie Dir leihen. Und wenn Du es wagen solltest, mir meine goldne Uhr zu entwenden, so bringe ich Dich hinter Schloß und Riegel.

Aber ich bin bereit, mit Dir — eine Aktiengesellschaft zu gründen. Ein moderner Mann auf der Höhe der Zeit pumpt und stiehlt nur auf dem Wege einer Aktiengesellschaft. Ein Kinderpiel ist's, in der Weise, durchaus gefehlich, Millionen über Millionen zu raffen. — Hast Du vielleicht irgend etwas erfunden?"

"Schnee mit Hilfe bloßer Sonnenstrahlung in Wasser zu verwandeln!"

"Vorzüglich! Eine glänzende Idee! Unendliche Perspektiven! Wir lassen uns die Erfindung patentieren. Dann leihen wir uns für eine Stunde hunderttausend Mark, um das nötige Aktienkapital dem Rotar in Bar vorzeigen zu können. Und das Geschäft geht los. In vier Wochen haben wir die kolossalsten Buchwerte fabriziert. Die Aktienkäufer drängen sich. Wir verdoppeln, vervierfachen das Kapital, bezahlen davon ungeheure Dividenden, die Kurse steigen wahnwitzig, die ganze Welt ist voll von unsren Tochtergesellschaften, und alle realen Werte fließen in unsre Taschen, den andern überlassen wir das schönbedruckte Papier. Nach zwei Jahren sind wir beide Millionäre. Vielleicht hat sich inzwischen die Erfindung wirklich bewährt. Vielleicht auch nicht. Das ist auch gleichgültig. Ist die Sache nicht mehr zu halten, so schmeißen wir den ganzen Krempel zusammen und gehen ins Ausland. Aber das ist nicht einmal nötig. Hast Du Furcht vor ein paar Monaten Gefängnis?"

"Für ein Wort, das dem Staatsanwalt nicht gefällt, krieg' ich leicht ein Jahr. Warum soll mir ein Millionen-Vermögen nicht einige Wochen Staatspension wert sein?"

"Bravo! Ich sehe, Du eignest Dir bereits die nötige Gesinnung an. Also wir lassen es auf eine Gerichtsverhandlung ankommen. Du als der Hauptschuldige — ich bitte, widersprich nicht! — kriegst drei Monate, ich als der minder Belastete sechs Wochen Gefängnis. Es wird festgestellt werden, daß wir durch unser Verhalten Tausende kleiner Existenzen vernichtet haben. Können wir für so viel Dummheit? Wir sind uns selbst am nächsten. Uebrigens wird uns die Untersuchungschaft angerechnet werden. Bald sind wir wieder in Gottes freier Natur. Der unangenehme Zwischenfall ist schnell vergessen. Wenn wir herauskommen, beginnen wir ein neues Leben. Millionenreich, brauchen wir nicht mehr zu schwindeln und zu betrügen. Jetzt mehrt die solideste Ehrbarkeit unser Vermögen. Unmöglich werden wir die angesehensten Mitbürger. Man preist unsre Wohlthätigkeit. Die Armen vergöttern uns. Wir sterben im Kreise unsrer Lieben, verehrt, glückliche Glieder der gesellschaftlichen Ordnung und Ritter hoher Orden. Und all dieser Glanz und Segen hat uns nicht mehr gekostet als einige Wochen Gefängnis! Wenn wir Glück haben, können wir auch dieses kleine Opfer noch sparen und wir schreiten ohne jede Unterbrechung und Verunstaltung zur Höhe."

Siehst Du nun ein, wie niedrig, gemein und utopisch es ist, 100 Mark zu leihen? Ein Ehrenmann thut's nicht unter einer Million. Erst dann stellt sich Gottes Segen ein. Bist Du mit meinem Plan einverstanden?"

"Ich will's mir überlegen," erwiderte ich schlüchtern und ging von dannen — mit zwei Groschen bar und der Anweisung auf zahllose Millionen. — J. o. c.

Kleines Feuilleton.

eg. Die neuen Schuhe. „Wo ist denn das Schuhlager?"

„Oben im zweiten Stock, meine Damen!"

„Ach Du liebe Güte, da soll man wieder hinauf." Die Dide stöhnte aus Herzensgrund.

„Sie können den Fahrstuhl heugen", meinte die Verkäuferin.

„Ach nee, das lassen wir lieber."

„Dann reißt am Ende die Kette", sagte die jüngere Dame etwas ironisch.

„No, so bid bist Du doch nicht!" Die Dide warf ihrer Begleiterin einen wütenden Blick zu. Sie empfand die Anspielung auf ihre Körpergröße offenbar als eine Beleidigung. Sie war allerdings etwas in die Breite geraten.

Gemächlich stiegen sie die eleganten Treppen hinauf, die Dide leuchtete trotzdem. Sie schalt: „Ach 'ne Verächtlichkeit, das Schuhlager so hoch zu legen, überhaupt das Treppensteigen!"

„Siehst Du, warum bist Du nicht Fahrstuhl gefahren?"

„Ach Emmy, Du mit Deinem ewigen Fahrstuhl; Du weißt doch, mich rührt der Schling vor Angst. Du hättest ja im Laden kaufen können."

„Gott, wir sind ja schon oben, Lante!" Die Jüngere hatte den zweiten Stock schon erreicht. „Im Laden bekomme ich auch keine billigen Schuhe; nein, nu mach' doch man!" Sie hastete voran durch die verschiedenen Gänge. Die Dide konnte kaum mit; sie drümmte wieder: „Nem' doch nur nicht so! Wir haben ja gar nichts zu persammeln. Was willst Du denn überhaupt drüben? Hier rechts stehen ja die billigen Schuhe."

„Ich will mir aber die auch ansehen. Sie, Fräulein, zeigen Sie mir doch mal 'n paar Promenadenschuhe." Sie wandte sich an eine Verkäuferin, die mit einem großen Paket im Arm zur Kasse eilte.

„Gleich, ich komme gleich meine Dame!"

„Nu warte man erst, bis es einer gefällig ist", sagte die Dide; sie pflanzte sich in ihrer ganzen Breite auf einen Stuhl, stützte die Hände auf den Regenschirm und spähte mit Adlerblicken in das Hasten der Verkäuferinnen.

„Sie, Fräulein, wie lange soll man denn hier warten? Das ist ja 'ne schreckliche Bedienung!"

„Aber ich komme ja schon, meine Dame!" Die Verkäuferin lehnte von der Kasse zurück: „Was soll es denn sein, meine Dame? Ein Paar Promenadenschuhe? Was Besseres?"

„Ja, natürlich," meinte Emmy, „so zu zwölf oder dreizehn Mark."

„Ich denke, Du willst heut' billige nehmen?" wunderte sich die Dide.

Emmy gab sich ein Air: „Na, sind die etwa teuer? Das sind doch billige! Aber nein, Fräulein, ich möchte welche mit Gummizügen." Sie schob den Karton, den die Verkäuferin brachte, zurück.

„Man trägt jetzt so wenig Gummizüge, meine Dame, und doch besonders nicht in guten Schuhen, man trägt sie nur zum Knöpfen."

„Ich will aber keine zum Knöpfen," sagte Emmy. „Zeigen Sie mir Schuhe mit Gummizügen."

„Die haben wir aber nicht in der Preislage, meine Dame, die haben wir nur noch in billigen Sorten, die besseren bekommen wir erst wieder."

„Ach Gott, billige Sorten! Das sind doch hier aber schon billige Sorten!"

„Na eben," sagt die Dide, „Schuh' zu zwölf Mark das Paar sind doch nicht etwa gute Schuh'. Sehen Sie doch mal nach andren, Fräulein!"

„Aber meine Dame, wir haben keine andren, wenigstens heut' nicht. Mit Gummizügen haben wir heut' nur die billigen zu vier Mark fünfundachtzig. Bessere kriegen wir erst in acht Tagen."

„Na, das mag Zeug sein." Die Dide rümpfte die Nase.

„Nein, ich will gute Schuhe haben," sagte Emmy sehr von oben herunter.

„Dann nehmen Sie doch welche zum Knöpfen, meine Dame, die Knöpfschuh' sind doch auch viel eleganter."

„Na wenn doch meine Nichte aber Knöpfschuh' nicht will," entzückte sich die Dide: „Was kosten übrigens die Gummizugschuh'?"

„Vier Mark fünfundachtzig, meine Dame, es sind auch ganz gute Schuh', meine Dame. Sie kosten sonst acht Mark, aber weil Gummizüge aus der Mode sind, haben wir sie heruntergesetzt."

Emmy sah die Lante an: „Ob man es mit den billigen versucht, wenn andre nicht zu haben sind?"

„Man trägt ja doch lange Kleider," nickte die Dide, „und wenn Du Dich vorläufig behilfst, kannst Du Dir ja in acht Tagen bessere kaufen."

„Kann ich machen; prachtvoller Einfall!" Emmy setzte sich auf einen Sessel. „Denn werde ich mal anproben." Sie begann ihren Halbschuh aufzuschürren, die Verkäuferin kam heran: „Aber das kann ich ja machen, meine Dame, bitte, zeigen Sie, ich werde helfen."

„Nein, nein, lassen Sie nur, Fräulein, ich mach' das schon allein!" Emmy war auf einmal sehr liebenswürdig geworden: „Wozu sollen Sie denn meine nassen Schuh' anfassen, Fräulein? Das kann ich Ihnen doch gar nicht zumuten."

„O, das thut ja nichts, meine Dame, das müssen wir ja immer. Darf ich beim Anziehen helfen?" „Läß sie doch helfen!" sagte die Dide. „Nein, bemühen Sie sich nicht, Fräulein," Emmy wehrte ab und zog den neuen Schuh an, „aber die Nummer ist mir viel zu klein."

„Ja, ich werde gleich eine größere holen." Die Verkäuferin ging nach dem Schrank hinterher. Emmy sah zu der Diden empor: „No, siehst Du? Nu hab' ich die billigen Schuh'. Denkst Du, ich werde das gleich sagen? Sie sollen doch nicht denken, wir wären ordinär!"

„Ja, ja!" Die Dide war aufgestanden, ungeduldig stapfte sie auf und ab. „Ja, thu' mir bloß den Gefallen und mach' nu rasch! Und was sollen denn die Fismatanten mit dem Mädel, von wegen 'die nassen Schuh' nicht anfassen' und 'nicht zumuten können'; werde man nicht überanständig! So'n Ladenmädel, dazu ist sie ja da!"

„Na ja, aber eigentlich sind sie doch sehr schmutzig." Emmy warf einen Blick auf ihre nassen Schuhe. „Denn mal, wo wir überall herumgelaufen sind, und das soll so'n Mädchen unanfassen! Und dann weißt Du, um offen zu sein, die Hauptsache ist auch die, sie soll es nicht merken, ich habe nämlich ein großes Loch im Strumpf!"

b. Klagen über die italienischen Arbeiter, die als Wanderarbeiter über die Alpen ziehen und in Frankreich, der Schweiz, Oesterreich und auch in Deutschen Reich für einige Monate Beschäftigung suchen, sind nicht bloß in unsren Tagen erhoben worden. E. Gothein weist in seiner Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes nach, daß sich schon am Ende des 16. Jahrhunderts im Breisgau die sämtlichen Bauhandwerker über die welschen Störzer beschwerten. Jährlich wanderten aus Italien Zimmerleute, Steinmeger, Maurer, die nirgends festhaft seien, in Schwaben zu, entjogen ihnen das Brot und schleppten fast den ganzen Verdienst in barem Gelde mit sich fort. Die Junst der Freiburger Bauleute beantragte im Jahre 1589: entweder sollten diese Welschen mit Gewalt ausgerottet oder genötigt werden sich zünftig zu machen. In Württemberg wie in der Markgrafschaft Baden forderten die anständigen Meister Schutz vor den wandernden welschen Maurern. Damals begann jenes Ueberströmen italienischer Hausierer, das für die Wirtschaft nach dem 30 jährigen Kriege charakteristisch werden sollte. Während die Fremden von den einheimischen Meistern bei der Regierung angeklagt wurden als Leute, die das Geld aus

Deutschland holen und wieder davon ziehen, wurden sie von Ober- und Untervögten in Schutz genommen: nur sie legten der Ueber- teuerung und der unverbesserlichen Nachlässigkeit der einheimischen Maurer einen Bügel an, so ward von dieser Seite vorgeföhrt. In die Kunstordnung, die damals — 1609 in der Markgrafschaft Baden — zum erstenmale gegeben wurde, brachten sie wenigstens einige Bestimmungen, welche die Zugiehung der fremden Handwerker in allen Fällen der Versammlung und unbilligen Steigerung gestatteten, und die Arbeitszeit im Tagelohn regelten.

Mit den lässig ausgeführten Ordnungen wuchsen sich die schmieg- samen, an den Druck einer despotischen Staatsgewalt gewöhnten Italiener damals wie später abzufinden. Vor dem Hilfsmittel, sich mit dem Opfer einiger Gulden selber in die Kunst einzulassen, schenken sie nicht zurück; den Rünstern aber mußte es bedenklich erscheinen, auf solche Weise ihre Feinde in ihrem eignen Schoß aufzu- nehmen. In Freiburg im Breisgau war bereits im Jahre 1598 ein Ratsbeschuß nötig; kein Welscher solle mehr zum Rünstigen auf- genommen werden. Daß diese Maßregel nicht den Gang der wirt- schaftlichen Entwicklung hemmen konnte, ist männiglich bekannt. —

Theater.

Schall und Rauch. — Sehr glücklich ist das Programm des Serenissimus-Theaters, unter den Linden, durch das Gastspiel Emanuel Reichers erweitert worden. Der kleine Einakter „Die Frau des Andern“, in dem der berühmte Schauspiel- auftrat, erhebt sich ganz bedeutend über das Durchschnittsniveau dieses Genres und brachte es, dank der ausgezeichneten Darstellung der Hauptfigur, des Julius Langh, durch Reichers zu fast dramatischer Spannung. Schwermüthig, wie betäubt durch irgend ein entsetzliches Erlebnis, erscheint er bei dem lange nicht gesehenen Jugend- freunde, der mit seiner Frau und einem eleganten Hausfreund in animierter Stimmung eben aus dem Theater zurückkehrt. Bridelnd-amüßant hatte der neue Schwank das alte, unerschöpfliche Thema von dem betrogenen Ehemann variiert; zumal der junge Gatte, dem es, wie den meisten seiner Leidensgenossen, im Traume nicht einfällt, daß das Schicksal, das er bei andern so lächerlich findet und mit solcher Schadenfreude goutiert, ihm selbst bestimmt sein könnte, ist ganz entzückt. Ein zufälliger Blick in die Nebenstube, in die Hausfreund und Frau getreten sind, entfällt dem Gast, daß hinter dem Rücken des Mannes hier die gleiche Komödie wie in dem Theater sich abspielt, derselbe in Wirklichkeit so triste, widrige Betrug, den er selbst jochen erst in seinem eignen Haus entdeckt hat. Und in der wachsenden Erregung seines Zornes, durch die Blindheit und das konventionell- frivole Gerede des Fremdes noch mehr gereizt, werden seine Worte, zu einer Anklage gegen die Heuchelei des Ehebruchs sich zuspizend, immer persönlicher; drohend umtreiben sie nah und näher das Haupt der beiden Schuldigen und des ahnungslosen Gatten, bis endlich unter dem Druck einer unerträglichen, nervösen Spannung die Frau, die alles schon verloren glaubt, durch einen Aufschrei ihr Ge- heimnis verrät. Vernichtet bricht der Mann zusammen. Der Spaß, den er in der Komödie eben noch so herzhast belacht hat, ist furcht- barer, Leben zerstörender Ernst geworden.

Vorzüglich war Reichers dann in der Soloscene, in der er, als alter, prüflich-vergnügt dreinschauender Jude mit langem Kasan und Käppel, die schmurrigen „Geschichten vom toten Rabbi“ erzählt. Es lag mehr als bloße Komik, es lag Humor in dem Spiel. Der naive Stolz, mit dem er die talmudistischen-iphigendigen Einfälle des weisen Rabbi vortrug und anpries, hatte bei aller Lächerlichkeit etwas Mührendes, Herzgewinnendes. Lustig war auch, was sonst der Abend von älteren Sachen bot: die Weisheiten von Serenissimus, die flottparodistische bayrische „Bauernkomödie“ und Schnitzlers „Abschieds Souper“. —

Aus dem Tierreiche.

— Eine neue Haiischart. Die Wochenschrift „Die Umschau“ (H. Weichold, Frankfurt a. M.) schreibt: Im vorigen Sommer wurde an der japanischen Küste ein riesiger Haiis an- getrieben, von Fischern geborgen und dann im Asakusa-Park bei Tokio nebst andern Merkwürdigkeiten zur Schau gestellt. Der Besitzer der Sammlung hatte das Tier von den Fischern gekauft und unter großen Schwierigkeiten, die durch die ungeheure Größe und das enorme Gewicht des Fisches be- dingt wurden, nach der japanischen Hauptstadt zum Ausstopfen ge- bracht. Das Tier besitzt nach der Beschreibung von Kishinouye im „Zoologischen Anzeiger“ einen platten, stumpfen Kopf, ein gerades Maul am äußersten Ende des Kopfes und sehr kleine Augen. Die Haut ist mit Ausnahme einiger Streifen fein gelblich. Die Lufflöcher befinden sich am Ende des Kopfes gegen den Rücken hin. Von den Rüstern nach den Mundwinkeln und von den letzteren nach dem Unterkiefer ziehen sich große Hautfalten. Die Zahl der sehr kleinen, scharfen Zähne beträgt im Ober- und Unterkiefer je 300, die in mehreren Reihen angeordnet sind. Die fünf Riemenöffnungen sind sehr groß; das zweite Paar mißt 86 Centimeter. Die Haut- farbe ist graubraun mit weißen, runden Flecken und quer laufenden Streifen, die ganze Bauchseite jedoch ist farb- los. Das ausgestopfte Tier maß 8 Meter in der Länge und 3,65 Meter im Umfang. Da die Haut jedoch sehr zusammengetrocknet war, mußte das Tier lebend eine Länge von

10 Meter besessen haben. Als der Fisch gefangen wurde, war er mit vielen Saugfischen (Schildfischen) bedeckt, die sich an seiner Haut angehängt hatten. Im Magen des Haiisches fand sich ein etwa 30 Centimeter langer eichener Pfahl. Wahrscheinlich vertritt dieses Tier nicht nur eine neue Art, sondern sogar eine neue Gattung der Haiischart, die sich von andern durch die eigentümliche Kopfform und die Falten in der Kopfhaut unterscheidet. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Hauptsächlich als einen Beitrag zur Kenntnis der Wirkung des Windes auf die Pflanzenwelt bezeichnet Adolph Hansen eine Vroschüre: Die Vegetation der ostfriesischen Inseln (Darmstadt, Bergsträsser 1901). Nach seinen Ausführungen ist es ganz allein der Wind, welcher der Aufforstung Schwierigkeiten, an der Nordsee wahrscheinlich sogar unüberwindliche entgegensetzt. Es ist nicht der Salzgehalt und das Sandtreiben des Windes, noch dessen mechanischer Anprall, sondern einzig das Vertrocknen der Blätter durch den Wind, welcher den Baumwuchs ohne Schutz unmöglich macht. Den Aus- spruch Gebhardts (Handbuch des deutschen Dänenbaues), daß man überall, wo man die Wäme nicht aufbrachte, Fehler gemacht habe, entweder bei der Auswahl der Kulturlächen oder bei dem Kultur- verfahren in der Mischung mit andern Holzarten und im Verband, hält Hansen für nicht gerechtfertigt. Man hat stets den Wind unterschätzt. Natürlich zeigen die Gewächse graduelle Verschiedenheiten in Bezug auf Windempfindlichkeit. Erlen und Weiden sind beispielsweise widerstandsfähiger als andere Laub- bäume; niedriger Wuchs wie bei Pinus montana, Salix repens usw. ist an sich bereits Windschutz. Die Landwirtschaft hat scheinbar die Schädlichkeit des Windes bereits früher erkannt; daher die Heden und Knicks in Holstein und Belgien, welche wohl ursprünglich mehr Windbrecher wie Grenzplantungen waren und erst zu letzteren im Laufe der Zeiten wurden. Nachgewiesenermaßen ergaben derart ein- gefriedigte Grundstücke einen durchweg höheren Ertrag als offenes Gelände. —

Humoristisches.

— Ein modernes Kind. Mama (zum Kinder mädchen): „Der fade Hampelmann emuiert meinen Sohn — drehen Sie ihm lieber „das Ueberbrett“ auf!“ —

— Verkannte Schüchternheit. „Mit meinem Mann bin ich ganz zufrieden — wenn er nur nicht so schüchtern wäre!“

„Ja, wieso denn?“
„Jetzt sind wir doch schon zwei Jahre verheiratet und, denken Sie sich, er traut sich heut' noch nicht, mit mir in einen Laden zu gehen!“ —

— Rücksichtsvoll. Chef (zum neuen Commis): „Ihr Vorgänger war ein sehr anständiger Mensch. Zum Beispiel, wie er gestorben ist, hat er das im Urlaube gethan!“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Mehrtheit des Wauernfeld-Kuratoriums ist darüber einig, vom nächsten Herbst an den Wauernfeld- preis nicht nur Dramatikern, sondern auch Novellisten zuzu- erkennen. —

— Bungert's Musiktragödie „Rausilia“ erzielte bei ihrer ersten Aufführung im Hamburger Stadt-Theater einen glänzenden Erfolg. —

— Dr. Richard Waska, der Musikredacteur des „Kunst- wart“, hat in Prag die „Bunte Bühne“ begründet. Die erste Aufführung, die im Deutschen Landes-Theater statt- fand, erzielte einen großen Erfolg. —

— In der Großen Berliner Kunstausstellung 1902, die am 3. Mai eröffnet wird, werden in besonderen Sälen mit dem Rechte eigener Auswahl erscheinen: aus München die Kunst- genossenschaft, die Lutpoldgruppe und die „Scholle“, ferner die Dresdener Kunstgenossenschaft. Eine kleinere Sammlung schickt die Frankfurter Künstler-Gesellschaft. Daß die aus der Seceffion aus- geschiedene Gruppe der Sechzehn eigne Säle und eigne Jury erhält, haben wir bereits berichtet. —

— Josef Sattler's Originalzeichnungen zu dem Vooschen Werk „Geschichte der rheinischen Städte- kultur“ sind gegenwärtig im Lichthofe des Kunstgewerbe- Museums ausgestellt. —

— Eine Sonder-Ausstellung von Webereien, Wirkereien und Stickerien wird das Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes (Klosterstr. 36) Ende März veranstalten. —

— Ein Märchenbrunnen wird in Meiningen zum Andenken an den dort im Jahre 1800 verstorbenen Märchendichter Ludwig Bechstein errichtet werden. —

— Der Afrikaforscher Dr. Emil Solub ist in Wien nach längerer Krankheit im Alter von 54 Jahren an der Malaria gestorben. —